

In fremdem Haus

Zur Unterbringung von Wiener Pflegekindern in Kleinbauernfamilien
(1955–1970)

Abstract: In foreign homes. The placement of Viennese foster children in small peasant economies (1955–1970). From the early 1950s to the 1970s the Viennese Youth Welfare took thousands of children out of their families of origin and placed them in foster families, mainly small peasant economies in a southern district of Burgenland and in a district of south-east Styria. Based on biographical narrative interviews and on written sources of the Viennese Youth Welfare it is investigated how foster children were kept and treated. The decision of the Viennese City Council to take them away from their parents is interpreted as a reaction on obviously poor practises of parental care and violence inside the families of origin. In the foster families, however, most of the foster children experienced living and working conditions not at all better, even worse. Experiences of discrimination and stigmatisation, social and sexual violence and hard labour left indelible marks on their lifes. The authors close by discussing the question of responsibility. First it is placed on the foster parents themselves, which had very poor living and cultural standards and tended to exploit foster children; second responsibility is placed on the Viennese Children Admittance Center (KÜST) who did not care for higher standards; third, it is placed to the local district system of youth welfare which failed in its duty to control the local circumstances, in which Viennese foster children were kept for many years.

Key Words: Vienna Youth Welfare, foster children, Viennese Children Admittance Center, sexual abuse, physical violence, structural violence, exploitation, small peasant economy

Wien November 1960: Der einjährige, unehelich geborene Albert Riedl, wohnhaft in 1140 Wien, Barackenlager Auhof, wird angesichts der desolaten Wohnung wegen „gesundheitlicher Gefährdung“ vom Bezirksjugendamt in das *Zentralkinderheim der Stadt Wien* (ZKH) überstellt. Juli 1962: Nach Inhaftierung seiner Mutter wird Albert gemeinsam mit seiner um ein Jahr älteren Schwester bei einer Bauernfamilie in der Südsteiermark untergebracht. Hier wird er die nächsten elf Jahre verbringen.

Albert Riedl war eines der Kinder, die ab den 1950er Jahren in einer von hundert „Großpflegefamilien“¹ im südlichen Burgenland und im südoststeirischen Bezirk Radkersburg lebten.² Ihre Lebensbedingungen werden in der Studie „Pflegekinder in der Wiener Nachkriegszeit von 1955 bis 1970“ untersucht.³ Analysiert werden narrativ-biografische Interviews mit neun Frauen und fünf Männern, ehemalige Pflegekinder der Stadt Wien. „Kinderakten“ der Bezirksjugendämter und Akten über die Pflegeeltern bieten Einblick in die amtsinternen Verfahrensweisen.⁴ Zudem werden leitfadengestützte Expert/inn/eninterviews mit ehemaligen Fürsorgerinnen resp. Sozialarbeiter/inne/n durchgeführt, die über den Kontakt der Fürsorgebehörden mit den Pflegefamilien einen gewissen Aufschluss geben.⁵

Die meisten ehemaligen Pflegekinder wurden von uns über die Opferschutzeinrichtung *Weißer Ring* kontaktiert. Dort meldeten sich neben hundert ehemaligen „Heimkindern“ auch ehemalige Pflegekinder mit Missbrauchs- und Gewalterfahrungen zu Wort. Pflegekinder, denen es in Pflegefamilien gut ging, sind daher unterrepräsentiert. Dass sie sich nicht zu Wort melden, könnte darauf zurückzuführen sein, dass auch sie Scham darüber empfinden, Pflegekinder gewesen zu sein.⁶ Die meisten Interviewpartner/innen waren zum Zeitpunkt ihrer Überstellung in Pflegefamilien noch Säuglinge oder Kleinkinder. Die ersten Monate und Jahre in Pflegefamilien sind ihnen gar nicht oder nur vage in Erinnerung.⁷ Erst für das dritte und die folgenden Lebensjahre werden die Erzählungen zunehmend konkreter und detailreicher.

„Fremdunterbringung“

Die Maßnahme, Wiener Kinder in Pflegefamilien zu überstellen, ist im Kontext der Konzepte der Jugendwohlfahrt zu verstehen. Neben der Wiederaufnahme von Fürsorgetraditionen Wiens in der Ersten Republik, die primär von gesundheitspolitischen und eugenischen Zielsetzungen geprägt waren, bestimmten auch die rassistischen Diskurse des Nationalsozialismus die Jugendwohlfahrt noch bis in die 1960er Jahre.⁸ Erst im Zuge eines gesellschaftspolitischen Wandels zu Beginn der 1970er Jahre fanden von diversen psychologischen Schulen geleitete, sozialpädagogische Ansätze Anwendung.⁹ Während Reformen der „Fremdunterbringung“ von Kindern in Heimen auf der im Jänner 1971 vom Wiener Jugendamt veranstalteten Enquete

„Aktuelle Fragen der Heimerziehung“ sowie von der unmittelbar danach eingerichteten „Wiener Heimkommission“¹⁰ diskutiert wurden, blieb die kritische Durchleuchtung des Systems der Pflegefamilien aus.¹¹ Erst mit der 1978 im Wiener Rathaus veranstalteten Enquete „Aufgaben und Zielsetzungen in der Betreuung von Pflegekindern“¹² wurden Pflegefamilien – vorerst nur in Wien – zu einem kritisch diskutierten Bereich der „Fremdunterbringung“.¹³ Bis dahin wurde die Pflegefamilie gewissermaßen naiv dem Bereich des Privaten zugeordnet – ein Paradox, standen doch die Pflegefamilien ebenso unter Beobachtung und Kontrolle der Fürsorgebehörde wie die Herkunftsfamilien der „fremd untergebrachten“ Kinder und Jugendlichen.

Die Fürsorgebehörden in den beteiligten Bundesländern stimmten darin überein, dass Familienpflege für die Entwicklung des Kindes förderlicher sei als ein Heim. Insbesondere für Säuglinge und Kleinkinder wurden Pflegefamilien gesucht. Wie aus den kurzen biografischen Angaben zu den ehemaligen Pflegekindern in den Akten der Jugendämter ersichtlich ist, wurden die meisten Kinder mehrmals zwischen Pflegefamilien und Heimen „überstellt“. Im Regelfall ging dem ein Aufenthalt des Kindes im Wiener *Zentralkinderheim* (ZKH) oder im Übergangsheim der Wiener *Kinderübernahmestelle* (KÜST) voraus; amts offiziell dienten diese Aufenthalte der heilpädagogischen und psychologischen Untersuchung des Kindes. Mittels Beobachtungen und Tests sollten der körperliche, psychische und kognitive Entwicklungsstand des Kindes und allfällige Abweichungen von normierten Entwicklungsverläufen ‚gemessen‘ werden. Die Gutachten entschieden, ob ein Kind mit Zustimmung seiner Eltern zur Adoption vermittelt,¹⁴ in eine Pflegefamilie, in ein Heim gebracht, oder an seine Eltern zurückgegeben werden sollte.

Wie aus den Kinderakten der KÜST ersichtlich ist, war die Entscheidung über die Art der Unterbringung allerdings auch das Ergebnis einer diskriminierenden Klassifizierung: Wurde „im allgemeinen [...] die Unterbringung in geeigneten Pflegefamilien bevorzugt“, sollten „körperlich oder seelisch schwer geschädigte Kinder [...] vorwiegend in geeigneten Heimen untergebracht“ werden.¹⁵ Entscheidungsträger war neben den Verbindungsfürsorgerinnen an der KÜST und im ZKH in den 1950er bis 1970er Jahren insbesondere der Leiter der KÜST. Aber auch strukturelle und ökonomische Erwägungen des Wiener Jugendamtes waren maßgebend. Infolge des für den gesamten Untersuchungszeitraum konstatierten Mangels an Pflegeplätzen in Wien, den man durch regelmäßige Erhöhungen des Pflegegeldes lindern wollte,¹⁶ sowie der Tatsache, dass die Unterbringung in Pflegefamilien wesentlich kostengünstiger war als ein Heimplatz, wurden Wiener Kinder ab Mitte der 1950er Jahre bevorzugt zu „Großpflegefamilien“ in der Südoststeiermark und im südlichen Burgenland „überstellt“. Die zu Beginn der 1970er Jahre im südoststeirischen Bezirk Radkersburg tätige Sozialarbeiterin Frau Kovacz vermutet, dass die Argumentation der Fürsorgebehörden, „eine Pflegefamilie ist besser als ein Heim [...] ein Vor-

wand für das Finanzielle“ gewesen sei.¹⁷ Regelmäßige Pflegegelderhöhungen lassen sich als Versuche verstehen, Pflegeeltern zur Ausübung einer Pflegeelternschaft zu gewinnen.¹⁸ Ebenso verweist die Mehrheit der Erzählungen ehemaliger Pflegekinder auf eine überwiegend finanzielle Motivierung der Pflegeeltern, Pflegekinder aufzunehmen. Die in der Wiener KÜST beschäftigte Fürsorgerin Frau Oehl erklärt dies zudem aus der im Zweiten Weltkrieg entwickelten Maßnahme, Not leidende Kinder auf das Land zu „verschicken“; dies sei nun ab den 1950er Jahren mit Kindern aus dem Wiener ZKH fortgeführt worden.¹⁹ Seitens des Wiener Jugendamtes wurde die Unterbringung in „Großpflegefamilien“ als ein „für die Kinder [...] fast vollkommener Ersatz für das fehlende Elternhaus“ angesehen.²⁰ Die Pflegefamilie stelle „in der modernen Jugendfürsorge jene Form der Unterbringung dar, welche der bevorzugten Unterstützung sicher sein sollte: sie wurzelt gut im gesellschaftlichen Alltag und gibt gleichzeitig die bestmögliche Familienatmosphäre.“²¹

Die für die Bezirke Radkersburg und Jennersdorf zuständigen Fürsorgeämter²² schlugen dem Wiener Jugendamt vorwiegend klein-bäuerliche und bäuerliche Familien als „Pflegefamilien“ vor. Den „Verbindungsfürsorgerinnen“ der Wiener KÜST oblag es, diese „Pflegestellen“ nach Vorlage schriftlicher Berichte zu genehmigen.²³ Die gesetzlich vorgeschriebene Kontrolle der Pflegestellen vor Ort war hingegen primär die Aufgabe der Fürsorgerinnen der zuständigen Fürsorgeämter der genannten Landbezirke. Ergänzend dazu besuchten aber auch Verbindungsfürsorgerinnen der Wiener KÜST jene Pflegefamilien auf dem Land, die Wiener Kinder aufgenommen hatten.

Den Pflegeeltern wurde monatliches Pflegegeld überwiesen.²⁴ Darüber hinaus hatten sie Anspruch auf finanzielle Unterstützungszahlungen für Kleidung und Schulbedarf, in Krankheitsfällen, für Arztbesuche, etc.²⁵ Höhere Richtsätze des monatlichen Pflegekindergeldes für sogenannte „Pflegegroßfamilien“ sollten Pflegeeltern motivieren, möglichst viele, nämlich bis zu zehn Wiener Pflegekinder in den Haushalt aufzunehmen. Dies sollte „zur Erleichterung der Gründung und Führung weiterer Pflegegroßfamilien“ beitragen.²⁶ Die Pflegeeltern verpflichteten sich gegenüber dem Wiener Jugendamt, das „übernommene Pflegekind“ gut und liebevoll zu erziehen. Bei „nicht sachgemäßer (sic!) Pflege und Erziehung“ werde die „Bewilligung zum Halten (sic!) des Pflegekindes widerrufen.“²⁷

Die bäuerliche „Großpflegefamilie“

Die von uns interviewten ehemaligen Pflegekinder waren überwiegend in „Großpflegefamilien“ auf dem Land untergebracht, einige auch gemeinsam mit leiblichen Geschwistern.²⁸ Aufgrund des mitunter höheren Alters der Pflegeeltern ist in eini-

gen Interviews von Generationenkonflikten die Rede.²⁹ In einer ideologischen Konzentration auf „Mutterschaft“ und „Mütterlichkeit“ wurde in Großpflegefamilien die Pflegeelternschaft auch von einer alleinstehenden Pflegemutter ausgeübt. Diese Praxis steht im Kontrast zur seit 1917 bestehenden Tradition der Wiener Jugendwohlfahrt, Kinder alleinstehender oder lediger Mütter als „verwahrlosungsgefährdet“ einzustufen.³⁰ Im Unterschied zu alleinstehenden Müttern in der Großstadt, die aufgrund der Ausübung außerhäuslicher Berufsarbeit nicht in der Lage seien, ihre Kinder ausreichend zu beaufsichtigen, sei in bäuerlich-ländlichen Familien „in den seltensten Fällen die Pflegemutter allein mit der Aufsicht und Erziehung der Kinder befasst“, vielmehr könnten „mütterliche“ reproduktive Aufgaben von anderen weiblichen Familienmitgliedern übernommen werden.³¹ Zudem wären „die Lebensverhältnisse in den Großpflegefamilien geordnet und stabil.“³²

„Großpflegefamilien“ fanden sich überwiegend in der wenig wohlhabenden Bauernschaft der Grenzbezirke Jennersdorf und Radkersburg. Das Bildungsniveau der Pflegeeltern lag kaum über jenem der leiblichen Eltern der Pflegekinder.³³ Mitunter wurde das geringe Bildungsniveau der Herkunftsfamilie noch unterschritten. Pflegefamilien führten meist kleine, in schlechtem Zustand befindliche Höfe mit Landwirtschaft und/oder Viehwirtschaft.³⁴ Einige Interviewpartner/innen berichten, dass sich die Höfe hinsichtlich der bewirtschafteten Fläche, des Bauzustandes der Häuser und Ställe und der Ausstattung mit Maschinen im Lauf der Jahre, die sie dort als Pflegekinder verbrachten, merklich verbessert hätten. Dies kann zum einen aus dem wirtschaftlichen Aufschwung der 1960er und frühen 1970er Jahre erklärt werden. Wahrscheinlich war aber auch der Einsatz von Pflegekindern als billige Arbeitskräfte und das zusätzliche Einkommen aus dem Pflegegeld und weiteren unterstützenden Zahlungen für bis zu zehn Kinder ein wirtschaftlicher Faktor.³⁵ Viele Pflegeeltern waren offenbar bemüht, die ihnen bewilligten Pflegeplätze konstant zu „besetzen“, wie u. a. ein ehemaliges Pflegekind, Herr Riedl, im Interview bestätigt: „Und das ist nahtlos übergegangen, wenn jemand weggekommen ist, ist das nächste [Kind] schon da gewesen.“³⁶ Auch die ehemalige Fürsorgerin Frau Maurer, in den 1950er Jahren als Verbindungsfürsorgerin in der Wiener KÜST tätig, nennt ökonomische Motive für die starke Nachfrage nach Wiener Pflegekindern im Südburgenland (Bezirk Jennersdorf): „Das war ein sehr armes Dorf [...] Ja das war eine arme Gegend. Die haben das genommen, so wie man halt eine Ziege oder eine Kuh nimmt.“³⁷

Die Wohnverhältnisse der (klein)bäuerlichen „Großpflegefamilien“ waren durch räumliche Enge und eine für die genannten Grenzregionen in den 1950er bis 1970er Jahren typische Ärmlichkeit bestimmt. Mitunter wurden die kleinen Schlafräume („Kammern“), die den Pflegekindern zur Verfügung standen, zugleich von eingemieteten Landhandwerkern als Werkstätte benutzt:

„Wir haben zu fünft in einem Zimmer geschlafen, das war nicht größer als der Raum hier (Anm. Wohnküche) Doppelbett und drei Betten. Da haben wir zu fünft geschlafen, manchmal mit der Schneiderin, eine alte Frau um die sechzig, die Kleider gemacht hat. Also fünf Leute waren immer im Zimmer, manchmal sechs.“³⁸

Unter diesen Wohnbedingungen kam es in fast allen Pflegefamilien, über die uns Erzählungen vorliegen, täglich zu Verletzungen der Intimsphäre der Pflegekinder. Vor allem die Körperpflege löste in den Pflegekindern Beschämung und Scham aus.³⁹ In den Erzählungen wird die ungenügende materielle Versorgung beklagt. Angesichts der vom Wiener Jugendamt zur Verfügung gestellten Gelder für Kleidung, Schulbedarf etc. stellt sich die Frage, ob den Pflegekindern Ressourcen, die ihnen „von Amts wegen“ zugestanden wären, vorenthalten worden sind.⁴⁰ Frau Hopfner zeigt sich noch heute von der schlechten Qualität der Kleider peinlich berührt: „Wir haben gar nix gehabt. Gewand ist am Fetzenmarkt (Flohmarkt) eingekauft worden für uns. Wir haben nie ein neues Gewand bekommen.“⁴¹ Die Erzählungen zeigen, dass das vom Wiener Jugendamt geforderte Mindestmaß an körperlicher Pflege und Hygiene häufig verfehlt wurde.⁴² Herr Riedl resümiert die Qualität der psychischen, sozialen und materiellen Versorgung in einer bäuerlichen „Großpflegefamilie“ in der Südsteiermark so lapidar wie bitter: „Also wie gesagt, die Viecher sind dort besser behandelt worden.“⁴³

Arbeitsalltag

Der Alltag der Pflegekinder in ländlichen Pflegefamilien wurde vornehmlich von den Arbeitsabläufen auf dem Hof strukturiert. Diese Abläufe wurden von den Pflegekindern – so zeigen die Erzählungen – überwiegend als monoton empfunden. Die oft abgelegene Lage der Höfe führte zu sozialer Isolation.

Stellte die „Fremdunterbringung“ von Wiener Kindern immer einen massiven Eingriff in die Lebensgeschichte der betroffenen Kinder dar, bedeutete die Überstellung in eine „Großpflegestelle“ auf dem Land den völligen Zusammenbruch der Lebenswelt der Wiener Kinder: Neben der anfänglichen Fremdheit der (klein)bäuerlichen Lebens- und Arbeitsweise führten sprachliche (dialektale) Differenzen zu zahlreichen Missverständnissen und Anpassungsschwierigkeiten. Frau Hopfner erinnert sich an die ersten Monate in ‚ihrer‘ Großpflegefamilie in der Südsteiermark: „Und mich haben sie nicht so verstanden und mein Bruder hat immer gedolmetscht für mich.“⁴⁴

Schulbesuch und Schulbildung

Die auf das Land gebrachten Pflegekinder besuchten nach der örtlichen Volksschule die nächstgelegene Hauptschule.⁴⁵ Über den Schuleintritt entschied der „Schulreifetest“, der an entwicklungspsychologischen Maßstäben ausgerichtet war. Die Schulreifetests sind in den Kinderakten der Wiener KÜST dokumentiert. Die soziale Herkunft und die vorangegangene Lebensgeschichte der Kinder blieben dabei unberücksichtigt. Für Pflegekinder, die vom Jugendamt der Stadt Wien in den genannten Landbezirken „untergebracht“ worden waren, wurden die Schulreifetests von der Verbindungsfürsorgerin der KÜST gemeinsam mit einer Psychologin im Zuge der jährlichen Kontrollbesuche bei den Pflegefamilien durchgeführt. Die Entscheidung über die Auswahl des Schultyps und die weitere schulische Laufbahn der Kinder lag in den Händen des Leiters der Wiener KÜST.⁴⁶ In den ländlichen Gebieten war der Schulbesuch kaum von den Fähigkeiten und Begabungen der Kinder und vollends von den örtlichen Schulen bestimmt.

Die Interviewpartner/innen betten ihre Erzählungen über den schulischen Alltag überwiegend in ihre Berichte über ihre Diskriminierung als Kinder letzter Klasse in der dörflichen bzw. kleinstädtischen Gesellschaft ein. Frau Hopfner: „Wir waren immer die Fürsorgekinder, das haben wir gespürt. Wir waren andere Leute.“⁴⁷

Aufgrund ihrer ärmlichen und mitunter schäbigen und ungepflegten Kleidung wurden Pflegekinder von anderen Kindern im Dorf sowie in der Kleinstadt verspottet und stigmatisiert. Die meisten Pflegekinder aus Wien waren rassistischen Vorurteilen und Bewertungen seitens der Landbevölkerung ausgesetzt. Frau Grün, die ab 1975 die Volksschule in der Bezirkshauptstadt Jennersdorf besuchte, erzählt von Entwertungen durch Schüler/innen und Lehrer/innen in der Schule: „Ja, die waren schon gehässig: ‚Was willst du? Du bist ein Pflegekind, du musst froh sein, dass du überhaupt da sein darfst!‘“⁴⁸ Herr Riedl erinnert sich an seine Volksschulzeit in der Südsteiermark: „Wir waren gute Knechte, wir haben nur bis zehn zählen brauchen, mehr brauchten wir nicht lernen, das wars.“⁴⁹ Seitens der Pflegeeltern wurde dem Schulbesuch und den schulischen Leistungen der Pflegekinder meist nur geringe Bedeutung beigemessen. Mitunter ersetzten ältere Pflegekinder die fehlende elterliche Unterstützung, so bei Frau Grün: „Die Älteren haben uns Jüngeren geholfen, und so haben wir uns gegenseitig unterstützt.“⁵⁰

Die oft sehr weiten Fußwege von und zur Schule minderten die Schulleistungen zusätzlich.⁵¹ Besonders im Winter sei der Schulweg sehr beschwerlich gewesen: „Wir hatten oft so hohen Schnee, dass du gar nicht gehen hast können.“⁵² Der Besuch der Pflichtschule wurde von den meisten Pflegeeltern den Erfordernissen der von den Kindern zu leistenden Mitarbeit auf dem Hof untergeordnet. Frau Grubmair wurde als Pflegekind eines Gemüsebauern bereits vor dem täglichen Weg zur Schule zur

Arbeit auf dem Feld genötigt – eine Erfahrung, die sie mit vielen in bäuerlichen „Großpflegefamilien“ untergebrachten Kindern teilt:

„Da mussten wir zeitig schlafen gehen, denn da mussten wir um sechs aufstehen, damit wir vor der Schule noch Essiggurkerl pflücken. Nach der Schule heimgekommen, Essiggurkerl pflücken, dann am Abend noch mal Essiggurkerl pflücken. Aber nicht ein paar, das war ein Acker von zweitausend oder dreitausend Quadratmeter locker. Das war immens.“⁵³

In Erntezeiten herrschte für Pflegekinder (wie auch für leibliche Kinder der Bauern) Schulbesuchsverbot: „Und beim Schulgehen war das auch so, wenn wir arbeiten haben müssen, mussten wir zu Hause bleiben, da ist eine Entschuldigung geschrieben worden und damit war das auch wurscht.“⁵⁴ In den Kinderakten der Wiener KÜST wurden zwar häufig sich verschlechternde schulische Leistungen der Pflegekinder seitens der Lehrer/innen und Fürsorgerinnen vermerkt, nicht jedoch deren Ursachen. Der Begabung und Intelligenz und den Ausbildungs- und Berufswünschen der Pflegekinder wurde in keiner Weise Rechnung getragen. Über die Berufsausbildung wurde aus finanziellen Erwägungen der Fürsorgebehörden und der Pflegeeltern entschieden. Das Pflegekind sollte möglichst umgehend nach Absolvierung der Schulpflicht erwerbstätig sein.⁵⁵ Eine weitere schulische Ausbildung schlossen die Pflegeeltern aus: „Du musst schauen, dass du eine Lehre machst und Geld nach Hause bringst! [...] Nicht, dass du uns noch etwas kostest!“⁵⁶ Jedoch fehlte es in ländlichen Gebieten an Lehrplätzen, weshalb viele der auf dem Land lebenden Pflegekinder nach Absolvierung der Pflichtschule nach Wien zurückkehren mussten und vom Jugendamt in eines der Lehrlingsheime der Stadt Wien überstellt wurden.⁵⁷

Doch auch in Wien stießen ehemalige Pflegekinder nach ihrer Rückkehr auf viele Vorurteile. Ihre Integration und Teilhabe am städtischen Sozial- und Berufsleben stand auf dem Spiel. Auch seitens der Wiener Fürsorgebehörde wurde bereits 1952 neben dem Mangel an Arbeits- und Lehrplätzen für Jugendliche das Problem erörtert, „dass eine große Anzahl von Meistern und Arbeitgebern der Einstellung von Mündeln und unter Schutzaufsicht des Jugendamtes stehenden Jugendlichen ablehnend gegenüberstehen.“⁵⁸ Frau Grün wurde aufgrund ihres in den Schulzeugnissen vermerkten Status als ehemaliges Pflegekind von potenziellen Lehrherren abgelehnt:

„Und dann auch in der Lehrzeit. Die wollten mich gar nicht nehmen, weil ich ein Pflegekind bin. Pflegekinder nehmen sie nicht, denn da haben sie nur schlechte Erfahrungen gemacht und so weiter. Ja, das waren die Vorurteile damals.“⁵⁹

Die Bildungs- und Ausbildungschancen wurden aber nicht nur durch die materiellen Motive und eigennützigen Interessen der Pflegeeltern begrenzt. Mädchen blieben auch als Pflegekinder weiterhin benachteiligt. Während die meisten männlichen Pflegekinder eine Berufslehre absolvierten, zeigt sich bei weiblichen Pflegekindern ein anderes Bild: in den ländlichen Pflegebezirken absolvierten nur sehr wenige eine Lehre; nach der Pflichtschule wurden sie Hilfsarbeiterinnen und Hilfskräfte und konnten sich nicht mit einem Beruf identifizieren. Dem stand auch oft eine sehr frühe erste Schwangerschaft im Weg.⁶⁰

Arbeitseinsatz auf dem Hof

Auf den Höfen der bäuerlichen „Großpflegefamilien“ wurden Mädchen und Buben aus Wien anstelle von Knechten und Mägden oder Tagelöhner/inne/n eingesetzt. Schon vor Beginn der Schulpflicht mussten sie im Stall und auf dem Feld Hilfsdienste verrichten.⁶¹ Frau Hopfner listet die Arbeiten auf, zu denen Pflegekinder herangezogen wurden:

„Holz schleppen, Kuhstall ausmisten, Kukuruz reiben, Kürbis putzen, rote Rüben, Erdäpfel ernten, Goarm binden, Mist zetteln, wie man sagt, mit der Mistgabel. Einfach alles, es hat nichts gegeben, was wir nicht gemacht haben. [...] Und das war da unten so, wir waren *die Fürsorgekrüppel* und waren zum Arbeiten da. Schule, lernen, nichts. Heimkommen, auf dem Feld arbeiten, Holz klauben, den Ofen drinnen einheizen und dann Kuhstall.“⁶²

Die ihnen abgeforderte Arbeitsleistung überforderte viele Pflegekinder körperlich und psychisch. Der Arbeitseinsatz der Pflegekinder ist somit auch als spezifische Form körperlicher und materieller Gewalt anzusehen. Herr Riedl erzählt von regelmäßigen Verletzungen während der Arbeit und der mangelhaften medizinischen Versorgung – in seinem Fall mit schweren Folgen: „Mir hat es den Finger abgerissen komplett, man sieht es hier noch (zeigt den verstümmelten Finger), das ist am Feld zugebunden worden und weiterarbeiten.“⁶³ Freizeit gab es keine. Die Kinder erhielten mehrheitlich weder Taschengeld noch Lohn für ihre Dienste, selbst wenn sie in einigen Pflegefamilien zusätzlich an Wochenenden als Arbeitskräfte vermietet wurden, etwa an ein örtliches Gasthaus oder an einen Nachbarn, um beim Hausbau zu helfen. Frau Weinzinger und ihre Pflegeschwestern wurden als zehn- und zwölfjährige Kinder von der Pflegemutter an Wochenenden zur Arbeit in einem Gasthaus gezwungen:

„[...] da war ich zehn Jahre alt. Und da haben wir arbeiten müssen, jedes Wochenende sind wir hingefahren worden Freitag nachmittags und am Sonntag am Abend sind wir geholt worden. Sie hat wohl Geld bekommen, wir haben kein Geld gekannt.“⁶⁴

Sogar der Bürgermeister der südsteirischen Gemeinde, in der Herr Riedl untergebracht war, bediente sich der Arbeitskraft von Pflegekindern: „Bei dem hast du können arbeiten. Ich war als Leiharbeiter unterwegs. Der Bürgermeister, [...] hat gesagt: ‚Ich brauch einen Buben zum Traktorfahren.‘ Dann bin ich halt Traktor gefahren.“⁶⁵

Psychische, soziale, physische und sexuelle Gewalt

Psychische und soziale Gewalt waren im Alltag allgegenwärtig, im Dorf, in der Kleinstadt und auch auf den zum Teil einsam liegenden Höfen der Pflegefamilien. Als Pflegekind sei man „immer hergerichtet worden, unterdrückt worden, man ist kein Mensch gewesen. [...] Menschen waren wir nicht“,⁶⁶ – so Frau Hopfner. Pflegeeltern, deren Erziehungsziele sich meistens auf die Herstellung von Ordnung und Disziplin beschränkten, übten psychische Gewalt in diversen Formen aus, etwa durch die demütigende Bezeichnung der Kinder als „Fürsorgekrüppel“⁶⁷ oder ihre abwertende Ansprache als „die Wiener Kinder“.⁶⁸

Die Interpretation, dass es in den ländlich-bäuerlichen Familien allen Kindern gleich schlecht ging, trifft nicht zu. Pflegekinder wurden im Vergleich zu leiblichen Kindern deutlich benachteiligt: in der Versorgung mit materiellen Gütern, in der Ausstattung mit Kleidung und Spielsachen, in Fragen des Wohnens und Schlafens. Auch die unübersehbare Benachteiligung der Pflegekinder bei Tisch wird berichtet. Herr Riedl: „Wir haben ein extra kleines Tischerl gehabt, wo das Essen hinunter gekommen ist.“⁶⁹ Der Entzug von Fotos, die die Pflegekinder an ihre Herkunftsfamilie erinnerten, zu der sie auch sonst meist keinen Kontakt haben durften, oder die Zerstörung von Übergangsobjekten wie von zu Hause mitgebrachten Teddybären stellten raffinierte, mitunter sadistische Formen psychischer Gewalt dar.⁷⁰

Als „effiziente Disziplinierungsmaßnahme“ galt die seitens der Fürsorgerin und der Lehrer/innen wiederholt ausgesprochene Drohung, bei Vergehen werde man das Kind in ein Erziehungsheim einweisen. Frau Grün berichtet:

„Und dann hörst du: ‚Du musst ja froh sein, dass wir dich aufgenommen haben!‘ Wenn ich aufgemuckt habe oder so: ‚Du musst froh sein, wenn du hier aufwachsen darfst!‘ oder ‚Sonst kommst du ins Heim!‘ Das waren die Sprüche. Und irgendwann machst du dann auch alles, was sie wollen.“⁷¹

Strafen wie der Entzug des Taschengeldes (In den meisten Pflegefamilien der Interviewpartner/innen erhielten die Pflegekinder allerdings kein Taschengeld. Wurde es ausbezahlt, bildete der Taschengeldentzug eine Strafmaßnahme.), Fernseh-, Spiel- und Ausgehverbote, oder das verängstigende Ein- und Wegsperrern sowie seitenlange Schreibaufgaben belasteten und verängstigten die Pflegekinder. Anhaltende Skepsis gegenüber mächtigeren Erwachsenen, Unsicherheit in Sozialkontakten und die Neigung, sich zurückzuziehen resultierten daraus und prägten das weitere Leben. Frau Konrad erinnert sich an die noch als Jugendliche empfundene Einsamkeit:

„[...] weil ich eben keine Freundinnen hatte, sonst auch niemanden wirklich hatte. Also irgendwie immer so ein einsames Dasein. [...] Irgendwie war ich immer ein wenig Außenseiter. Immer. Kann sein, weil ich vieles nicht durfte, was andere gemacht haben.“⁷²

Die „gunde Watschn“ war in allen in den Erzählungen thematisierten Pflegefamilien ein gängiges Erziehungsmittel. Vor allem in den bäuerlichen „Großpflegefamilien“ wurden jedoch weit darüber hinausgehende Formen der körperlichen Züchtigung in sadistischer, körperlich verletzender und zugleich demütigender Weise eingesetzt. Erzählt wird von brutalen Schlägen mit Fäusten, Stöcken und Gurten,⁷³ auch von Fußtritten, die dem Pflegekind von Pflegeeltern oder auch von älteren leiblichen Kindern der Pflegeeltern zugefügt wurden. Das Pflegekind Albert Riedl wurde regelmäßig durch den Pflegevater sowie durch dessen erwachsenen leiblichen Sohn schwer misshandelt:

„Wie gesagt, Hiebe hat es gegeben, dass wir bewusstlos waren und wir sind auch gewürgt worden bis wir bewusstlos waren. Vom Sohn, aber meistens unter der Anleitung vom Alten, weil der nicht mehr konnte. [...] Du bist ja hinausgezerrt worden wie eine Sau aus dem Stall. Ob er dich jetzt bei den Ohren erwischt hat oder im Genick, hinaus, über die Stiegen runter [...] Wie oft haben wir die Ohrläppchen eingerissen gehabt!“⁷⁴

Auch das Pflegekind Karin Weinzinger sah sich über Jahre massiver körperlicher Gewalt sowohl durch die Pflegemutter als auch durch deren älteren leiblichen Sohn ausgesetzt:

„Ich bin einmal komplett ausgezogen worden nackt. Wir haben so einen großen Tisch gehabt, wo die Kinder gesessen sind, da wurde ich hinaufgelegt und der W. hat mich [...] gedroschen. Natürlich, eine Woche keine Schule. Da war ich elf Jahre alt. [...] Ich weiß bis heute nicht, warum ich da so verdroschen wurde. Es muss etwas Gröberes gewesen sein. Aber ich weiß, dass ich eine Woche nicht in die Schule gehen durfte, weil ich hatte Wunden am ganzen Körper.“⁷⁵

Wie in diesem Fall wurden sichtbare Verletzungen und Wunden als Zeugnis erlittener Gewalt durch Wegsperrungen und Schulbesuchsverbot vertuscht, eine Praxis, die auch aus vielen Erziehungsheimen berichtet wird. Die Zufügung der Verletzungen erfolgte zumeist willkürlich und ohne nachvollziehbaren Grund: „Ja, wie oft haben wir Hiebe bekommen und auch nicht gewusst warum!? Das war ja sowieso wurscht!“⁷⁶ – so Herr Riedl. Die Angst vor physischen Misshandlungen zwang die Kinder zu permanenter Wachsamkeit; einige litten Todesängste, etwa wenn ein Kind im Getreidesilo eingesperrt wurde.⁷⁷ Diesen Formen häuslicher Gewalt („Gewalt in der Familie“) waren die Pflegekinder, mitunter aber auch die Pflegemütter ausgesetzt. Erinnerungen an gewalttätige, alkoholranke Männer als Ehemänner und als Pflegeväter finden sich in mehreren Erzählungen. Ist die physische Überbelastung von Pflegekindern durch Arbeitseinsatz als Form physischer Gewalt zu werten (s. o.), so zeugen Erzählungen über fehlende Aufmerksamkeit für körperliche Beschwerden der Pflegekinder, die Weigerung der Pflegeeltern, Wunden und Verletzungen der Kinder, etwa Verbrennungen, verarzten zu lassen, von psychischer Gewalt, die der physischen folgte. So berichtet Herr Riedl:

„Da habe ich einen Stirnhöhlenbruch gehabt, im Wald, selbst Schuld, bin geflogen, bist halt selbst schuld, ist halt so. Zum Doktor geht man trotzdem nicht, ist halt so. Die Zähne ausgeschlagen. [...] Zahnarzt? Ausgeschlagen und passt schon!“⁷⁸

Als beschämend gestaltete sich für viele Pflegekinder die ihnen auferlegte Notwendigkeit, in der Öffentlichkeit die Ursachen ihrer Verletzungen zu vertuschen und als Ergebnis eines Selbstverschuldens darzustellen.⁷⁹

In Bezug auf sexuelle Gewalt finden sich in den Erzählungen von ehemaligen Kindern, die das Wiener Jugendamt in bäuerliche Pflegefamilien auf dem Land überstellt hatte, verglichen mit städtischen Kinderheimen die weitaus häufigeren und drastischeren Beweise. Regelmäßige, oft Jahre andauernde gewalttätige sexuelle Übergriffe und Vergewaltigungen insbesondere der weiblichen Kinder standen in einigen bäuerlichen Pflegefamilien an der Tagesordnung. Täter/innen waren der Pflegevater, ältere Söhne und Töchter der Pflegeeltern, aber auch Bekannte und Nachbarn der Pflegeeltern. Diese sexuellen Verbrechen erfolgten oft mit dem Wissen der Pflegemütter, mitunter auch mit deren Duldung. Frau Weinzinger etwa wurde als Pflegekind jahrelang vom leiblichen älteren Sohn der Pflegeeltern vergewaltigt. Ein Versuch, sich an die Pflegemutter um Hilfe zu wenden, wurde von dieser mit weiterer Gewalt beantwortet:

„Wie der W. mich vergewaltigt hat, wie er mal so gerissen hat, bin ich von der Kläranlage hinuntergesprungen, wollte ausreißen, bin zur Mutter gelaufen, das werde ich nie vergessen, da hat er mir alles runtergerissen gehabt, da habe ich geblutet, bin zur Mutter gegangen, habe eine Watsche ins Genick bekommen und bin eingesperrt worden im Zimmer drinnen. Da durfte ich nicht in die Schule gehen.“⁸⁰

Frau Hopfner wurde als Pflegekind ebenso wie ihre weiblichen Pflegegeschwister jahrelang von ihrem Pflegevater missbraucht:

„mit zehn oder elf Jahren hat es auch angefangen mit Angreifen und die ganzen Sachen und dann sind auch die anderen Sachen passiert. [...] Regelmäßig, einmal im Monat, also das ist ganz verschieden gewesen. Da ist halt die Pflegemutter mit dem Traktor nach Mureck oder wo und ich musste da immer zu Hause bleiben.“⁸¹

Männliche Interviewpartner berichten von sexuellen Übergriffen durch die Pflegemütter. Diverse Formen sexueller Belästigungen und sexueller Übergriffe wurden in beinahe allen hier untersuchten Pflegefamilien evident.

In den Kinderakten des Wiener Jugendamtes finden sich merkwürdiger Weise keinerlei Aufzeichnungen über die von Pflegekindern erlittene Gewalt, auch dann nicht, wenn es die ehemaligen Pflegekinder glaubhaft bezeugen. Das System der Pflegeeltern erweist sich also insofern als hermetisch, als es Nachrichten der betroffenen Kinder über die erlittene Gewalt nicht an das Wiener Jugendamt dringen ließ. Aufgrund der in den bäuerlichen Familien offenbar durchwegs geübten Praxis, das Wissen über häusliche Gewalt, insbesondere über sexuelle Gewalt zu verschweigen – ist von einer hohen Dunkelziffer sexueller Verbrechen an Kindern und insbesondere an Pflegekindern in Pflegefamilien auszugehen.

Pflegekinder waren gänzlich der Willkür der Pflegeeltern, aber auch der bereits erwachsenen leiblichen Kinder unterworfen. Körperliche, soziale, materielle, psychische und sexuelle Gewalt resultierten aus der Kooperation zweier Gewaltsysteme: einerseits aus den Zwangsmaßnahmen der Fürsorgeerziehung und andererseits aus der ländlich-bäuerlichen Familie. Alle Formen häuslicher Gewalt basierten auf einem hierarchischen, teils patriarchalen, teils aber *phallokratischen* Geschlechterrollen- und Familienmodell. Das den männlichen wie den weiblichen Pflegekindern auferlegte Verbot, über die in Pflegefamilien erlittene Gewalt zu sprechen, erweist sich als eine wirksame Methode, das Ausmaß der patriarchalen wie der phallokratischen Gewalt, aber auch das Ausmaß der Gewalt von Frauen (Pflegemüttern) an Mädchen zu verbergen.⁸²

Beziehungen und Bindungen in der Pflegefamilie

Bis auf wenige Ausnahmen vermissten alle interviewten Pflegekinder einen positiven emotionalen, liebe- und respektvollen Umgang in der Pflegefamilie. Selbst in jenen Familien, in denen physische Gewalt nicht als vorrangiges Erziehungsmittel eingesetzt wurde, zeugen die Erzählungen von Kälte und Distanz. „Nein, das hat es nicht gegeben, also Liebe// [...] Hiebe statt Liebe. Ich könnte mich nie erinnern, dass uns die Mutter einmal in den Arm genommen oder getröstet hätte.“⁸³ Die emotionale Distanz zwischen Pflegekindern und Pflegeeltern manifestiert sich auch sprachlich: Von den Pflegeeltern wird häufig in unpersönlicher, anonymisierter Weise („Sie“ und „Er“⁸⁴) oder nur per Nachnamen gesprochen.⁸⁵ Die heutige, nachträgliche sprachliche Aberkennung des Elternstatus lässt sich als Symbolisierung einer negativen Beziehung verstehen.

Doch trifft dies nicht auf alle Pflegefamilien zu. Als Säuglinge oder im Kleinstkinderalter auf einem privaten Pflegeplatz untergebrachte Kinder, die an ihre Eltern keine Erinnerung hatten und in der Pflegefamilie gut integriert waren, zeigen sich eher bereit, die Pflegefamilie als ‚richtige‘ Familie anzuerkennen. Eine Rückstellung zu den Eltern oder die Überstellung in eine andere Pflegefamilie⁸⁶ bedeutete dann oft nicht nur einen Milieuwechsel, sondern auch, wie etwa für Frau Grün, eine schmerzliche Trennung von den Pflegeeltern und Pflegegeschwistern:

„Mit sieben Jahren bin ich zu einer anderen Familie gekommen, weil meine damalige Pflegemutter krank geworden ist [...]. Und dann, wie ich nach Jennersdorf gekommen bin, war es die erste Zeit wirklich schwer für mich. Da habe ich jede Nacht geweint und wollte immer zurück.“⁸⁷

Die Mehrheit der Pflegekinder hatte keinen oder nur sehr sporadischen Kontakt zu ihren leiblichen Eltern oder Verwandten. Vielfach war ihnen über die Existenz oder den Verbleib leiblicher Geschwister, die ebenfalls häufig in Pflegefamilien oder in Heimen untergebracht waren, nichts bekannt. Die wenigsten Pflegeeltern bemühten sich, Kontakt zu den leiblichen Eltern der Kinder aufzunehmen, vielfach wurde ein solcher Kontakt auch vom Jugendamt unterbunden. Der ehemaligen Sozialarbeiterin Oehl zufolge sei der Aufbau einer positiven Beziehung zu den leiblichen Eltern insbesondere durch die Konkurrenz zwischen Mutter und Pflegemutter erschwert worden.⁸⁸ Kümmerten sich leibliche Eltern nicht um ihre Kinder in Pflegefamilien, wurde dies wie auch die vorhergegangene Kindesabnahme seitens der Kinder als massive Kränkung erlebt, als eine Verstoßung, insbesondere durch die Mütter. Unabhängig von positiven oder negativen Erfahrungen in der Pflegefamilie wird in den Interviews vielfach eine lebenslange Sehnsucht nach der ‚richtigen Mutter‘ artikuliert. Frau Ott verdeutlicht dieses Bedürfnis, das sie schon ein Leben lang prägt:

„Und das ist schon eigentlich etwas, was ich meiner Mutter nie verzeihen habe. Weil ich denke mir, also, irgendwo fehlt mir was in meinem Leben, das ist ein Stück, das nicht da ist.“⁸⁹ Für die Mehrheit der Interviewpartner/innen erwies sich eine spätere Kontaktnahme mit den leiblichen Eltern als enttäuschend und führte zu keiner positiven Beziehung. Aus der Unkenntnis der leiblichen Eltern resultierten Wunschvorstellungen und Fantasien, die bei ersten Begegnungen zu herben Enttäuschungen führten, wie bei Frau Grün:

„Da hast du Vorstellungen, wie deine richtigen Eltern sind und sein werden. Und dann hast Du einen Schock [...] Sie war so dick, er war Alkoholiker [...] Ich wollte sie auch kennenlernen und hatte meine Vorstellungen, wie sie sein werden. Als Kind hast du deine Träume. Reiche Eltern und dann geht es mir viel besser. Ja, und dann bin ich hin und dann habe ich einen Schock fürs Leben bekommen.“⁹⁰

Manche der in „Großpflegefamilien“ untergebrachten Kinder konnten die fehlende Zuwendung der Pflegeeltern durch gute Beziehungen mit den Pflegegeschwistern und Geschwistern ausgleichen.⁹¹

Nach der Absolvierung der Pflichtschule war das gesetzlich geregelte Pflegeverhältnis mit den Pflegeeltern beendet. Danach verzichteten die meisten Pflegekinder darauf, mit der Pflegefamilie in Kontakt zu bleiben, insbesondere wenn sie eine bäuerliche „Großpflegefamilie“ war. Bindungen zu Pflegeeltern konnten jedoch auch auf im Kind erzeugten Schuldgefühlen und auf seiner Verpflichtung zu Dankbarkeit beruhen.⁹² Angesichts fehlender Alternativen und ohne gute Beziehung zu leiblichen Eltern stellten manche Pflegeeltern für Pflegekinder dennoch die einzige „eigene Familie“ dar.⁹³ Man habe sich – so Frau Konrad „arrangiert, [...] wenn man niemanden anderen hat.“⁹⁴

Instanzen der Kontrolle

Während in Wien wohnende Pflegefamilien durch die Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST besucht und kontrolliert wurden, lag in den übrigen Bundesländern die Durchführung der ein- bis zweimal im Jahr fälligen Hausbesuche bei den Fürsorgerinnen der lokalen Bezirksjugendämter. Sie hatten ihre Beobachtungen im Fall von Wiener Pflegekindern in „Pflegeberichten“ an die Wiener KÜST zu übermitteln. Ergänzend dazu besuchte die Verbindungsfürsorgerinnen der KÜST jede Pflegefamilie einmal jährlich. Wie Protokolle und Aufzeichnungen der Fürsorgerinnen und auch Erzählungen ehemaliger Pflegekinder zeigen, galt die Aufmerksamkeit dieser Fürsorgerinnen vornehmlich der Sauberkeit und Hygiene im Haus. Ein Gespräch

wurde nur mit der Pflegemutter, nicht mit dem Kind geführt. Frau Konrad erinnert sich:

„Ja, die Fürsorgerin ist schon regelmäßig gekommen. [...] Die hat sich hauptsächlich mit der Mutter unterhalten und gesagt, sie braucht nicht so regelmäßig kommen, weil hier ist eh immer alles in Ordnung, blitzsauber alles und mehr braucht sie nicht zu wissen. Mit mir selbst hat sie nie gesprochen, da könnte ich mich sicher erinnern.“⁹⁵

Der Einblick in die realen Familienverhältnisse wurde den Fürsorgerinnen allerdings seitens der Pflegeeltern auch ganz gezielt erschwert. Allen interviewten ehemaligen Pflegekindern sind die umfassenden Bemühungen und Vorbereitungen auf den Hausbesuch der Fürsorgerin in Erinnerung, insbesondere der Hausputz, die Körperpflege und die Versorgung der Kinder mit sauberer Wäsche. In einigen bäuerlichen Großpflegefamilien wurde die Fürsorgerin mit einem Festtagsessen und mit geschenkten Naturalien ‚gütig gestimmt‘. Dass es an diesem Tag auch für Pflegekinder Fleisch zu essen gab, kündigte ihnen den bevorstehenden Besuch der Fürsorgerin an: „[...] haben wir müssen abstechen, Eier sammeln, Geselchtes, wenn die Fürsorgerin kommt. Das haben wir gewusst.“⁹⁶ Die Kinder wurden mit Strafandrohungen zum Schweigen gezwungen.⁹⁷ Die emotionale Befindlichkeit der Pflegekinder blieb den Fürsorgerinnen weitgehend verborgen. Die ehemalige Fürsorgerin Frau Oehl kommentiert die Sprachlosigkeit der Pflegekinder: „Und diese Kinder reden nicht, wenn sie die Konsequenzen fürchten. Ich gehe dann fort und die bekommt ihre Watschen oder was auch immer. Und das kränkt mich heute noch.“⁹⁸ Auch die ehemalige Sozialarbeiterin Frau Kovacz bezweifelt die Möglichkeit, Einblick in die häuslichen Verhältnisse zu nehmen, zumal die Fürsorgerinnen für die Kinder „Teil des Systems“ gewesen seien.⁹⁹ Ob dies allein aber auch die auffallende Differenz zwischen den Erzählungen ehemaliger Pflegekinder und den Pflegeberichten der Fürsorgerinnen erklären kann? Wenn sie wussten oder ahnten, dass man ihnen etwas vorgaukelte, wie konnten sie dann von einem „liebvollen Verhältnis“ schreiben und davon, dass sich das „Kind gut eingelebt“ habe und „wohl fühlt“?

Fazit

Ehemalige Pflegekinder bezeugen heute die völlige Ungeeignetheit sehr vieler bäuerlicher Familien als Pflegefamilien für Wiener Kinder in den 1950er bis 1970er Jahren. Pflegeeltern und oft auch deren leibliche Kinder haben die psychosozialen Entwicklungsmöglichkeiten von Pflegekindern erheblich beschränkt, wenn nicht sogar nachhaltig zerstört. Solche Erfahrungen wurden, unabhängig von Ort, Größe und

Ausstattung der Pflegefamilie, in vielen Pflegefamilien gemacht. Dieses Urteil betrifft nicht nur die einzelne Pflegefamilie, sondern auch deren Nachbarschaft, die Kleinstadt, das Dorf. Unsere Untersuchung hat zweifelsfrei zu Tage gefördert, dass das Pflegeverhältnis in ländlichen „Großpflegefamilien“ mit Abstand am unzulänglichsten war. Diese waren aber die Erfindung des Wiener Jugendamtes, dessen Logik, Großpflegefamilien mit bis zu zehn Pflegekindern würden es erleichtern, gute Pflegefamilien aufzubauen, heute in keiner Weise nachvollzogen werden kann. Es ging offenbar um nichts anderes als die weitere Senkung der administrativen Kosten. Hier machten Pflegekinder die schlimmsten Erfahrungen von psychischer, körperlicher, sozialer, materieller und sexueller Gewalt. Ein Großteil der von uns befragten ehemaligen Pflegekinder hat bis heute und auch im Ruhestand in unterschiedlicher Weise mit Traumatisierungen zu kämpfen. Sie erlitten und erleiden schwere Nachteile im Berufs- und Privatleben.

Psychische Verletzungen und körperliche Narben sind die lebenslangen Folgen der Gewalt an Kindern in Pflegefamilien. Viele der ehemaligen Pflegekinder haben heute erstmals über die Einsichtnahme in ihre Kinderakten Kenntnis von den Zusammenhängen. Für sie bedeutet dies einen ersten Schritt zur Enttabuisierung. Einige haben beschlossen, das Schweigen zu brechen:

„Ich habe nichts zu verheimlichen, ich meine es ist die *Wahrheit* . [...] ich meine, man hat ja eh jahrelang geschwiegen, und ich bin mir keiner Schuld bewusst. Vielleicht habe ich das jahrelang herumgetragen, weil ich immer geglaubt habe, wir sind schuld, *aber wir sind nicht schuld*.“¹⁰⁰

Anmerkungen

- 1 Der im Wiener Jugendamt bzw. in der Kinderübernahmestelle (KÜST) gängige, amtsinterne Terminus „Großpflegefamilie“ bzw. synonym: „Pflegegroßfamilie“ meint eine ländlich-bäuerliche Familie, die zugleich zwischen fünf und zehn Pflegekinder zugeteilt erhält.
- 2 Vgl. dazu die aus dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien erstellte Grafik „Kinder in dauernder Fürsorge der Stadt Wien (1948–1990)“, in: Elisabeth Raab-Steiner, Zur Lebenswelt der Pflegekinder in der Wiener Nachkriegszeit (1955–1970), Wien 2013, 122.
- 3 Im Anschluss an Untersuchungen zu Gewalt in Kinderheimen der Stadt Wien wurde im Herbst 2012 das Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit der FH-Campus Wien mit der Durchführung einer Studie zur Fremdunterbringung in Privatpflege beauftragt. Die Studie findet sich im Internet: www.wien.gv.at/menschen-gesellschaft/pflegekinder-studie.html.
- 4 Anzumerken ist, dass die Aktenführung der Jugendwohlfahrtsbehörden im Burgenland und in der Steiermark nicht dem Standard der Archivierung des Wiener Jugendamtes entspricht.
- 5 Eine systemische Erfassung des Pflegekinderwesens hätte der Integration der Perspektive von Eltern, Pflegeeltern, Geschwistern etc. bedurft. Dies war jedoch im finanziell sehr begrenzten Rahmen dieses Projektes weder durchführbar noch seitens des Auftraggebers (des Jugendamtes der Stadt Wien) intendiert.

- 6 Dies wird von zwei Interviewpartner/inne/n, die auch positive Erfahrungen in Pflegefamilien gemacht haben, bestätigt. Vgl. Interview Frau Grün und Interview Herr Müller; die Interviews sind im Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit der FH Campus Wien archiviert und dort einsehbar.
- 7 Die Frage, welche psychosozialen Entwicklungen aus frühkindlichen, nicht erinnerbaren Erfahrungen einer Unterbringung in einer Pflegefamilie und aus Pflegestellenwechseln resultierten, muss daher offen bleiben.
- 8 Vgl. Jürgen Blandow, Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens, Weinheim/München 2004; Josef M. Niederberger, Kinder in Heimen und Pflegefamilien. Fremdplatzierung in Geschichte und Gesellschaft, Bielefeld 1997.
- 9 Dies umfasste sowohl tiefenpsychologisch-psychoanalytische Konzepte als auch verhaltensmodifizierende Modelle. Im Rahmen der Sozialarbeit sollten die psychoanalytisch orientierte Methode des Case Work als auch die Methode der sozialen Gruppenarbeit den autoritären Charakter der Jugendwohlfahrt abschwächen; vgl. Gudrun Wolfgruber, Von der Fürsorge zur Sozialarbeit. Wiener Jugendwohlfahrt im 20. Jahrhundert, Wien 2013, 170 ff.
- 10 Vgl. Irmtraut Leirer/ Rosemarie Fischer/Claudia Halletz, Verwaltete Kinder. Eine soziologische Analyse von Kinder- und Jugendlichenheimen im Bereich der Stadt Wien, hg. vom Institut für Stadtforschung, Wien 1976.
- 11 Erwähnt seien praktische Bemühungen einzelner Wiener Fürsorgerinnen zur Installierung von Pflegeelterngruppen, die den Wiener Pflegeeltern Möglichkeit zu Erfahrungsaustausch und Unterstützung in Erziehungsfragen boten. Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1959, hg. von der Gemeinde Wien 1960, 83. Eine Interviewpartnerin und ehemalige Sozialarbeiterin war eine der Mitbegründerinnen dieser anfangs informell durchgeführten Elternrunden. Vgl. Interview Oehl.
- 12 Vgl. Walter Prohaska, Pflegefamilien im Blickpunkt der Sozialarbeit. Ergebnisse der Enquete des Jugendamtes der Stadt Wien, Wien: Institut für Stadtforschung Bd. 60, Wien/München 1978.
- 13 Reformen des Pflegekinderwesens setzten erst in den 1980er Jahren ein; so wurde eine verpflichtende Schulung der Pflegeeltern eingeführt; die Pflegeeltern wurden sorgsamer ausgewählt.
- 14 1951 wurde innerhalb des Wiener Jugendamtes eine eigene Adoptionsstelle gegründet. Vgl. dazu den Artikel in der Wiener Arbeiterzeitung mit dem Titel „Wo man sich die Kinder aussucht“, in: Wiener Arbeiterzeitung vom 28.1.1951, 7.
- 15 Jahrbuch der Stadt Wien 1961, 71. Frau Hopfner und ihr Bruder, von den Eltern zur Adoption freigegeben, wurden aufgrund der psychologischen und medizinischen Gutachten des ZKH sowie des Psychologischen Dienstes der Stadt Wien jahrelang als „derzeit nicht zur Adoption geeignet“ eingestuft und daher auch nicht vermittelt. Ebenso erging es auch Frau Grün. Vgl. Kinderakte Hopfner und Grün.
- 16 „Bemühungen, mehr Pflegekinder in Wiener Familien unterzubringen, waren nicht erfolgreich, trotz Erhöhung des Pflegegeldes. [...] Die beste Anstalt kann niemals eine Familie ersetzen.“ in: Jahrbuch der Stadt Wien 1961, 72.
- 17 Interview Kovacz, S. 8, Z 36 ff.
- 18 Gemeinde Wien sucht neue Pflegeplätze, in: Wiener Zeitung vom 23.2.1955.
- 19 Interview Oehl, S. 1, Z 9 ff.
- 20 Jahrbuch der Stadt Wien 1958, 68.
- 21 Jahrbuch der Stadt Wien 1963, 74.
- 22 Im Rahmen einer Einheitsfürsorge oblagen den ländlichen Fürsorgeämtern sowohl die Agenden der Gesundheitsfürsorge als auch der Jugendwohlfahrt. Vgl. Interview Frau Kovacz, S.1, Z 12 ff.
- 23 Prüfung und Bewilligung der Wiener Pflegefamilien erfolgten hingegen durch die Sprengelfürsorgerinnen der Wiener Bezirksjugendämter, denen auch die anschließende Kontrolle der in Pflegefamilien untergebrachten Kinder oblag. Vgl. Dienstanweisung für die Fürsorgerinnen der städtischen Bezirksjugendämter (Sprengelfürsorgerinnen) der MA 11, Wien 1950, 1.
- 24 Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1956, hg. von der Gemeinde Wien 1957, 86, Jahrbuch der Gemeinde Wien 1959, hg. von der Gemeinde Wien 1960, 83; Jahrbuch der Stadt Wien 1962, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1963, 75; Jahrbuch der Stadt Wien 1969, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1970, 70, 79; ab 1972 hatten die Pflegefamilien einen selbständigen Anspruch auf Familienbeihilfe für ihre Pflegekinder. Jahrbuch der Stadt Wien 1974, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1975, 55; Jahrbuch der Stadt Wien 1975, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1976, 89. Anzumerken ist, dass

- die Bemessung des Pflegegeldes zur Sicherstellung der physischen Bedürfnisse der Pflegekinder vorgesehen war. Eine finanzielle Bereicherung der Pflegeeltern war durch diese Summe nicht grundsätzlich gegeben, sondern erst durch eine missbräuchliche Verwendung des Pflegegeldes. Vgl. die festen Richtsätze des Pflegekindergeldes im Vergleich zum Familieneinkommen für die Jahre des Untersuchungszeitraumes, vgl. Elisabeth Raab-Steiner, Zur Lebenswelt der Pflegekinder in der Wiener Nachkriegszeit von 1955–1970, Wien 2013, 18 f., 119.
- 25 Materielle Leistungen und finanzielle Ausgaben sind in den vom Wiener Jugendamt geführten „Regressakten“ genau dokumentiert.
 - 26 Jahrbuch der Stadt Wien 1959, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1960, 83. In der internen Kommunikation der Jugendwohlfahrt wurde sowohl der Begriff „Pflegegroßfamilie“ als auch der Begriff „Großpflegefamilie“ verwendet.
 - 27 Dieser Passus findet sich in jedem für ein Pflegekind angelegten „Pflegebuch“, das über Rechte und Pflichten der Pflegeeltern Auskunft gibt und von den Pflegeeltern zu unterzeichnen war.
 - 28 Ländliche Pflegeeltern – nicht jedoch solche in Großpflegefamilien – waren nicht nur Bauern, sondern auch Beamte und Arbeiter. Vgl. Interview Grün, Interview Müller. Für Wien ließen sich folgende Typen von Pflegefamilien ausmachen: Wiener Pflegefamilie ohne leibliche Kinder oder mit bereits erwachsenen Kindern, Wiener Großpflegefamilie mit bereits erwachsenen Kindern. Wiener Pflegefamilien, die ein oder zwei Kinder in Einzelpflege übernahmen, gehörten zumeist der unteren Mittelschicht, dem niederen Beamtentum oder der Arbeiterschicht an. Sie entsprachen dem Typus der kleinbürgerlichen Familie mit einem berufstätigen Vater (Arbeiter, niederer Beamter oder Facharbeiter) und einer Mutter als Hausfrau. Vgl. Raab-Steiner, Zur Lebenswelt der Pflegekinder, 21 f.
 - 29 Auch seitens der Wiener Jugendwohlfahrt wurde für die Stadt Wien eine zunehmende „Überalterung“ der Pflegeeltern beklagt. Vgl. Jahrbuch der Stadt Wien 1967, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1968, 72.
 - 30 Vgl. Gudrun Wolfgruber, Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle. Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel der Kindesabnahme, Wien 1997, 105 ff; dies., Von der Fürsorge zur Sozialarbeit. Wiener Jugendwohlfahrt im 20. Jahrhundert, Wien 2013, 99 ff. 1956 wurden erstmals Pflegemütter, die über mindestens zehn Jahre ein oder zwei Pflegekinder der Stadt Wien betreut hatten, geehrt. Die Pflegemütter erhielten ein Diplom und eine Geschenkkassette mit 500 Schilling oder 1.000 Schilling in Silbermünzen zu je 25 Schilling. Jahrbuch der Stadt Wien 1956, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1957, 86.
 - 31 Jahrbuch der Stadt Wien 1967, hg. von der Gemeinde Wien 1970, 73.
 - 32 Jahrbuch der Stadt Wien 1960, hg. von der Gemeinde Wien 1961, 73.
 - 33 Dies belegen die in den Kinderakten des Jugendamtes integrierten Beurteilungsbögen der Pflegestellten sowie Erzählungen der Interviewpartner/innen.
 - 34 Zeugnis davon geben die Begutachtungsbögen der Wiener KÜST in den von uns gesichteten Kinderakten der Interviewpartner/innen.
 - 35 Interview Riedl, S. 4, Z 17 ff.; S.17, Z 26 ff.; demnach war die Übernahme von Pflegekindern – insbesondere in Großpflegefamilien – überwiegend finanziell motiviert. Anzumerken ist allerdings erneut, dass eine genauere Analyse auch Gespräche mit ehemaligen Pflegeeltern erfordert hätte.
 - 36 Interview Riedl, S. 2, Z 30 f.
 - 37 Interview Frau Maurer, Privatarchiv Gudrun Wolfgruber.
 - 38 Interview Riedl, S. 4, Z 48 ff.
 - 39 Vgl. Interview Grubmair, S. 19., Z 27 ff.; Interview Konrad, S. 15, Z 12 ff.
 - 40 Im Unterschied zu in Wien untergebrachten Pflegekindern, deren Bekleidung bis in die 1970er Jahre durch direkte Zuteilungen der Gemeinde Wien geregelt war, erhielten Pflegefamilien auf dem Land für die bei ihnen untergebrachten Wiener Kinder zweimal jährlich ein „Kleidergeld.“ Die Verantwortung, damit entsprechende Kleider zu beschaffen, lag in der Verantwortung der Pflegeeltern. Vgl. Interview Kovacz, S. 16.
 - 41 Interview Hopfner, S. 22, Z 9 ff.
 - 42 Interview Grubmair, S. 19, Z 26 ff.
 - 43 Interview Riedl, S. 5, Z8.
 - 44 Interview Hopfner, S. 23, Z 28 f.
 - 45 In unserem Sample hat einzig Frau Schnabl, geb. 1961, die bei Wiener Pflegeeltern in Einzelpflege untergebracht war, sechs Klassen eines Gymnasiums absolviert. Eine Allgemeine Sonderschule

- besuchte nur Herr Gaider, geb. 1958, der zuvor in diversen Kinderheimen und bei Schuleintritt in der Wiener KÜST untergebracht war. Interview Gaider, S. 4, Z 44.
- 46 Interview Oehl, S. 2, Z 11 f.; 28 f.
- 47 Interview Hopfner, S. 20, Z 8.
- 48 Interview Grün, S. 31, Z 32 ff., Vgl. Interview Müller, S. 3, Z 7, vgl. Kinderakt Müller.
- 49 Interview Riedl, S. 5, Z 45 ff.
- 50 Interview Grün, S. 7, Z 21 ff.
- 51 Interview Weinzinger, S. 4, Z 45.
- 52 Interview Hopfner, S. 4, Z 43.
- 53 Interview Grubmair, S. 3, Z 51 ff.
- 54 Interview Weinzinger, S. 9, Z 43 ff.
- 55 Interview Oehl, S. 17, Z 34 ff.
- 56 Interview Konrad, S. 4, Z 30 f.
- 57 Vgl. Interview Oehl, S. 18, Z 25 ff.; Interview Oehl, S. 4, Z 14 f.
- 58 Jahrbuch der Stadt Wien 1952, hg. von der Gemeinde Wien, Wien 1953, 70.
- 59 Interview Grün, S. 7, Z 7 ff.
- 60 Vgl. Interview Weinzinger. In Wien untergebrachten Pflegekindern standen tendenziell bessere Bildungschancen offen; sowohl Mädchen als auch Buben absolvierten mehrheitlich die Hauptschule, danach eine Handelsschule oder ein Polytechnikum und viele schlossen eine Lehre ab. Doch auch Pflegekinder in der Stadt erlitten Einschränkungen. Der Besuch einer höheren bildenden Schule stellte eine seltene Ausnahme dar.
- 61 Für Frau Achatz, geb. 1952, die bereits als Dreijährige am Bergbauernhof der Pflegemutter mitarbeiten musste, bedeutete die Mitarbeit nicht nur eine Belastung, sondern auch die Möglichkeit, ihren „immer schon vorhandenen Bewegungsdrang“ auszuleben und ihren Wunsch zu erfüllen, sich in der Natur aufzuhalten. Die mitunter ermüdenden Arbeiten werden in der Erzählung in ein Erleben kindlicher Neugier und kindlichen Spielens eingebettet. Interview Achatz, S. 1, Z 36 ff.; S. 7, Z 1 ff.
- 62 Interview Hopfner, S. 9, Z 9 ff.
- 63 Interview Riedl, S. 3, Z 44 ff.; S. 6, Z 50 ff.
- 64 Interview Weinzinger, S. 3, Z 34 ff.
- 65 Interview Riedl, S. 8, 16 ff.
- 66 Interview Hopfner, S. 10, Z 12 f.
- 67 Interview Hopfner, S. 9, Z 11.
- 68 Interview Müller, S. 3, Z 4.
- 69 Interview Riedl, S. 6, Z 20 ff.
- 70 Interview Konrad, S. 11, Z 6 ff.
- 71 Interview Grün, S. 3, Z 41 ff.
- 72 Interview Konrad, S. 15, Z 37 ff.; S.9, Z 52 f., vgl. Interview Riedl, S. 18, Z 29 ff.
- 73 Interview Riedl, S. 18, Z 29 ff.
- 74 Interview Riedl, S. 5, Z 15 ff.; Interview Riedl, S. 20, Z 24 ff.
- 75 Interview Weinzinger, S. 12, Z 45 ff.; S. 12, Z 53 ff.
- 76 Interview Riedl, S. 16, Z 39 f.
- 77 Interview Riedl, S. 21, Z 30; S. 21, Z 34 ff.
- 78 Interview Riedl, S. 18, Z 33 ff.
- 79 Interview Grubmair, S. 9, Z 48 f.
- 80 Interview Weinzinger, S. 12, Z 19 ff.
- 81 Interview Hopfner, S. 9, Z 29 ff.
- 82 Rosa Logar, Gewalt an Frauen in Familien, in: Elfriede Fröschl/Christine Gruber, Hg., Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit, Wien 2001, 175-200. ‚Phallokratisch‘ meint hier, dass Männern, und wie an einem Fall gezeigt, auch deren Söhnen) das Recht zugestanden wurde, ihre Lust auf sexuelle Gewalt an Pflegekindern zu realisieren – dies auch mit Duldung oder gar Zustimmung von Müttern resp. Pflegemüttern. Die allein auf sexuell-körperliche Gewalt gegründete Herrschaft von Männern über Mädchen und Frauen ist nicht patriarchal, sondern phallokratisch. Im Unterschied dazu basiert patriarchale Herrschaft auf umfassenden, vor allem auch sozial und wirtschaftlich begründeten Rechten *und* Verpflichtungen des Mannes als Hausvater gegenüber allen Angehörigen der von ihm dominierten bäuerlichen Hauswirtschaft resp. Familie. Beide theoretischen Konzepte haben

- allerdings einen blinden Fleck: die von Frauen oder älteren Mädchen gegenüber jüngeren und körperlich schwächeren Mädchen geübte körperliche, oft auch sexualisierte oder sexuelle Gewalt, die in dieser Untersuchung mehrfach angetroffen wurde.
- 83 Interview Riedl und Grubmair, S. 9, Z 32; S. 9, Z 36 ff.
- 84 Interview Gaider.
- 85 Interview Weinzinger.
- 86 Evident ist, dass seitens des Jugendamtes keine Vorbereitungen getroffen wurden, Kinder in diesen Übergangssituationen zu unterstützen. Fehlende Transparenz über Entscheidungen der Erwachsenen sowie fehlende Kenntnis der eigenen Biografie wirken besonders verunsichernd; vgl. Interview Grün, S. 13, Z 39.
- 87 Interview Grün, S. 1, Z 45 f.; S. 2, Z 2 f.
- 88 Interview Oehl, S. 7, Z 26 ff.
- 89 Interview Ott, S. 15, Z 33 ff.
- 90 Interview Grün, S. 10, Z 5 ff., S. 10, Z 11; S. 10, Z 21 ff.
- 91 Interview Grün, S. 5, Z 14 ff; vgl. Elisabeth Brousek/Anke Hoyer, Gleichheitsethos, Eifersucht und einander bestätigende ZeugInnen. Erfahrungen von Pflegekindern mit ihren Geschwistern. Unveröffentlichter Bericht der MA 11, Abteilung Forschung und Entwicklung, Wien 2011.
- 92 Interview Konrad, S. 4, Z 38 ff.
- 93 Interview Fuhrmann, S. 8, Z 8.
- 94 Interview Konrad, S. 12, Z 26 f.
- 95 Interview Konrad, S. 13, Z 16 ff.
- 96 Interview Weinzinger, S. 5, Z 45.
- 97 Interview Konrad, S. 13, Z 19.
- 98 Interview Oehl, S. 11, Z 1 f.
- 99 Interview Kovacz, S. 3, Z 32 ff.
- 100 Interview Achatz, S. 29, Z 28 ff.